

# Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.



Zweiundsechzigster Band.



Berlin.

Verlag der Zukunft.

1908.

Billigkeitgefühl und den Weitblick unserer Politiker zu. In einem Staate, der mit solchen Mitteln arbeitet, ist schließlich Alles möglich; jede unbequeme Partei kann da mundtot gemacht werden.

Passez outre! Die Lösung galt auch für den Prozeß Moltke-Garden, der noch lange nachwirken wird. Die Gutachten der ersten juristischen Autoritäten vermochten den Staatsanwalt nicht aufzuhalten; dem Angeklagten wurde durch die Ausschaltung jeder politischen Erörterung die Vertheidigung ungemein erschwert und der Beweis einer Behauptung zugemulhet, die er niemals aufgestellt hatte; die Entlastungszeugen wurden eindringlichster Seelenerforschung unterworfen, die Belastungszeugen liebevoll durch alle Fährlichkeiten hindurchgeleitet; die Urtheilsbegründung ignorirte völlig die Aussage des Geheimraths Schweninger, als ob sie gänzlich belanglos oder unglaubwürdig wäre. Der ganze Prozeß war in seiner Einleitung und Durchführung eine einzige Illustration des französischen Wortes. Und in der Presse war und ist es fast unmöglich, ein Wörtchen der Aufklärung zu sagen. Die selben Redakteure, die so oft gegen den Absolutismus des Staatsanwaltes, diesen Krebschaden der heutigen Justiz, geeifert hatten, fanden es jetzt verdienstlich, daß er mit den Alluren des Selbstherrschers über die Bedenken der hervorragendsten Juristen hinwegschritt. Die selben Redakteure, die in dem Prinzip der Oeffentlichkeit das Palladium der politischen Moderne verehren, begeisterten sich für die Behandlung hinter verschlossenen Thüren. Die selben Redakteure, die in jedem Leitartikel der Freiheit eine Gasse bahnen, plaidirten für strengste Einschränkung der Vertheidigung. Niemand durfte „im Rahmen des Blattes“ zu Wort kommen, der nicht in das zur Verfluchung benutzte Horn stieß. Die Prozeßberichte wurden gefärbt, entstellt, gefälscht. Erträglich war es noch, wo Neid und Haß sich zucht- und zügellos entblöhten, Ekel erregend aber das Gebahren der „vornehmen“ Kollegen, die auf der ersten Seite überlegene Objektivität heuchelten und auf der vierten in den kleinen Nachrichten und Telegrammen ihre „Partherpfeile“ gegen den Herausgeber der „Zukunft“ abschossen. Wahrheit und Freiheit, Achtung und Duldung einer anderen, wohlbegründeten Ansicht, zuverlässige, unparteiische Infromirung des Lesers: Alles fürs Schaufenster, Alles nur Blendwerk ohne Nugwerth. Ein unbequemer Gegner: Passez outre!

Ich habe oft die Franzosen verlacht und verhöhnt, die zwischen dem Deutschland von einst und dem von heute unterscheiden und von dem großen Kriege den Niedergang des deutschen Volkes datiren wollten. Noch klingt es mir wie eine Lästerung, gegen die sich mein Gefühl empört. Manchmal aber ist mir, als ob eine Dosis Ideologie uns bitter noththäte, mindestens eben so sehr wie eine starke deutsche Flotte. Denn mir scheint: all in unserem Macht-kultus sind wir nicht nur dümmer, sondern auch feiger geworden.

Eduard Goldbeck.



Berlin, den 1. Februar 1908.

## Der Rembrandtdeutsche.

Mein Freund Peter Jessen schrieb mir eines Tages (es war wohl im Jahre 1885 oder 1886), demnächst werde mich ein Archäologe besuchen, Dr. Julius Langbehn, der mit mir einige ihn beschäftigende literarische Dinge besprechen wolle. Ich solle mich von Mancherlei, was Andere von Langbehn abstoße, nicht irren machen lassen: ich werde bald finden, daß er ein Prachtkerl sei. Einige Zeit darauf trat in meine Junggesellenwohnung ein schlanker, hochgewachsener, blonder Mann ein, dessen Haltung in mir plötzlich die Erinnerung an Friedrich Hebbel weckte: sei es der holsteinische Dialekt, sei es der Blick im blauen Auge, sei es das breite Glanzlicht auf der Stirn. Mir fiel ein, wie meine Brüder und ich in der Jägerzeile in Wien hinter einem Mann herliefen, der, mit dem vorgebeugten Kopf leise nickend, seines Weges zog, keinen Menschen sah, um keinen Menschen sich kümmerte. Wir gingen behutsam hinter ihm her: der Vater hatte uns verboten, den Onkel Hebbel zu stören. „Er dichtet!“ raunten wir einander zu. Plötzlich aber lief er schneller, wandte sich in eine Seitenstraße und schrieb Etwas in sein Taschenbuch. Nun war unser Augenblick gekommen. „G'n Morgen, Onkel Hebbel!“ Und dann sah er uns mit einem so sonderbaren Blick an: aufmerksam und verwirrt zugleich. Er erkannte uns nicht gleich. Aber er kaufte uns wohl für ein paar Kreuzer geröstete Kastanien und entließ uns damit hochbeglückt: „Grüßt den Vater und meinen Pathen, den kleinen Fritz!“

Und so, mit einem halb unsicheren, halb prüfenden Blick, sah mich Dr. Langbehn an, als ich ihn in einem vielleicht etwas zu geschäftlich klingenden Ton fragte, womit ich ihm dienen könne. Ich suchte rasch über die Klippe hinwegzusegeln, die sich hier in unserer Verkehrsbahn zeigte, eingedenk Jessens Mahnung. Denn ich sah ja, daß es sich hier um einen Mann handelte, dem

## Der siebente Ring.

Stefan George hat eine Sammlung neuer Gedichte erscheinen lassen, die im architektonischen Gefüge von sieben Cyklen die Klang und Gesicht gewordenen Elemente seiner letzten Jahre zusammenhält: „Der siebente Ring“. Die äußere Gestalt hat dem umfangreichen Buch wieder Melchior Lechter gegeben und damit die Zahl seiner bei den „Blättern für die Kunst“ gedruckten Prunkbände um einen der verwegensten vermehrt; er hat den Grundton dieser Welt in seine Zeichensprache übersetzt und mit seinem zugleich unbändig wilden und unerbittlich strengen Linienpiel wunderbar begleitet.

Seit sieben Jahren ist es der erste Band eigener Gedichte, den George wieder veröffentlicht hat. In dieser Frist hat sich nicht nur seine innere Welt gelöst und erweitert; seine Stellung in und zu seiner Zeit ist verwandelt: er ist nicht mehr der Dichter einer Gemeinde aus Schmeckern, denen er neue Reize, und aus Betern, denen er eine neue Heiligung gegeben, sondern wendet sich jetzt an eine Gesamtheit, in der er eine unterirdische, noch uneingestandene, Klang und Lust bildende Macht geworden ist. Sein Werk trifft in den Zeitpunkt, da sein feiner und hoher, heimlicher und heiliger Ton sich durch die ganze Reproduktion dieser Tage, mehr oder minder echt und sauber, gezogen hat, da die ihm abgeschauten Geberden, zum Kanon erstarrt oder zur Mode verfracht, sich in Snobismen und Begeisterungen selbst da aufdrängen, wo früher chaotisches Getöse und Geräkel mit dem „Leben“ verwechselt wurde. Er selbst hat den Wandel in dem „Zeitgedicht“ groß dargestellt:

„Ihr meiner Zeit Genossen kanntet schon,  
Bemäset schon und schaltet mich — Ihr fehltet.  
Als Ihr in Lärm und wüster Gier des Lebens  
Mit plumpem Tritt und rohem Finger ranntet:  
Da galt ich für den salbentrunknen Prinzen,  
Der sanft geschaukelt seine Takte zählte  
In schlanker Anmuth oder kühler Würde,  
In blasser erdenferner Festlichkeit . . .

Nun, da schon Einige arkadisch säuseln  
Und schwächling prunken, greift er die Fansare . . .

Ihr sehet Wechsel, doch ich that das Gleiche.  
Und Der heut eifernde Posaune bläst  
Und flüßig Feuer schleudert, weiß, daß morgen  
Leicht alle Schönheit, Kraft und Größe steigt  
Aus eines Knaben stillem Flötenlied.“

Was man als neuen Trick der Technik belacht oder begrüßt hat, kommt aus einem Zwang jenseits der Einzelwillkür; der Dichter war nur „ein Dröhnen

der heiligen Stimme“, der Mund des deutschen Sprachleibes, dessen unsichtbares Wachsthum ihn selber mitwachsen ließ und zum Organ gemacht hat: Das ist ein höherer Beruf als der, Sänger interessanter Bekenntnisse und Privatleidenschaften zu sein. Wenn George in diesen Versen unmittelbarer und nackter redet als in früheren, wenn er, über das Aussprechen seines Ich hinaus, von Mensch zu Mensch und Volk redet, so ist es nicht, weil er sich zu größerer „Aktualität“ bekehrt hätte, sondern, weil er sich jetzt reif und hoch genug fühlt, die Zeit selbst, das Gegebene des Tages, in Gebilde umzugießen, ohne Schlacke und Rohstoff zu hinterlassen. (Es bedarf schon hoher Künstlersicherheit, um die Abstände zwischen den Vordergründen der Umwelt und den unteren Forderungen der Seele nicht zu verwischen.) Seine Zeit ist eben jetzt auch eins der Elemente geworden, einer unter vielen Stoffen der Gesamtmasse, die seinem Bildnerwillen unterliegt, wie er zuerst seine eigene Leidenschaft, dann seine Bildungskreise, dann seine heimathliche Erde als Landschaft und als Geschichte in gebändigte Sprache verwandelt hat. Diese Elemente geben seinen verschiedenen Werken verschiedene Farbe und Struktur. Das Pathos und der Grundstoff ist gleich geblieben; die technischen Mittel werden heute noch eigenwilliger, leichter und oberherrlicher gehandhabt.

Als Element, nicht als Tendenz ist die Gegenwart im neuen Buch lebendig. Aber während sie früher nur die dumpfe Angestalt war, von der eine zarte Geisterwelt sich abhob, ist sie jetzt selbst in Formen gebracht und ihr eigenes Treiben hat eine Stimme bekommen.

Mit der unzersehten Leidenschaft (für George viel bezeichnender als alle ihm nachgerühmten Aesthetizismen) dringt er durch das entgötterte und ameisenhafte Wirral des Heute, mit hingeebenem Ja und erbarmungslosem Nein, mit einer antikischen Unbedingtheit, und ruft seinen heimlichen Gott, seine Bilder erhöhten Menschenthumes, als Typen und Individuen, aus den Gegensätzen und Möglichkeiten, aus Wirklichkeiten und Wünschen hervor, die Fleischwerdungen jenes Gottes in unserer Lust: die echten Jünglinge und Fürsten, die Helden und Priester, die Treuen und Adligen, und hält die heutigen Alweltplattheiten und Mißformen gegen die großen Schatten der Geschichte. Einfach und stark sehen will er das Bielspältige, Verworrene, in großen Gegensätzen, aus einem Grundgefühl für die Urtriebe und ewigen Normen, die über alle Nuancen hinaus gelten.

Diesem Werk giebt Das seine einzige Stellung, von allem Künstlerischen abgesehen: daß hier, ohne Genießerthum und Geschmäclerthum, ohne intellektuellen Fanatismus, der die Welt in Formeln sieht, ein fester, ja, unerbittlicher Mensch vom Herzen, nicht von den Nerven aus, die Erde ergreift, mit einem Glauben, der nicht aus Bedürfnis nach Glauben kommt, wie die meisten heute, sondern die nöthige Neußerung noch unverbrauchter erdhafter Substanzen

ist. Diese Keuschheit bewahrt Georges Verse ihren Saft und ihren Duft. Eben weil er sich nicht selbst zum Reagens aller Reize und Schauer macht, nicht auf der Jagd nach Eindrücken ist (Erblaster auch der Feinsten von heute), steckt Alles noch als Kraft und Keim gespeichert in seiner Natur und seinen Gebilden. Beginnlich, keusch, zusammengehalten ist dieser Geist. Darum darf er, je weiter er vorschreitet, um so williger verzichten auf kostbare und verzierte Wortwahl, die in seinen Anfängen auffällig war und Viele verführt hat. Seiner Verse größte Macht ist heute ihre Dichte und Fülle, die zwingende Wucht ihres Ganges, der sogar konventionelle Wendungen ertrüge, ohne Schwächung. George dürfte heute, kraft seiner selbstgenügsamen Einfachheit, „Schmerz“ und „Herz“ reimen; er darf die schlichsten Grundgefühle, im ungebrochenen Licht, vorrufen und nie wird er glatt, leer, abgebraucht wirken: so sehr spricht er von einer eigenen Mitte her. Die Sicherheit und sinnliche Fülle seines Rhythmus ist nur die Geberde einer einmaligen Seele. Daß die Welt heute wieder jünglinghaft, heldisch, fromm, naht und einfach gesehen wird, ist uns wichtiger als tausend gute Absichten und tausend Nuancen. Denn nicht aus der Einsicht und nicht aus dem Geschmack, sondern aus den Instinkten kommt die Erneuerung; und die verkümmern vor lauter Weisheiten und Anweisungen. Die Hauptsache ist, daß Einer die Dinge so sieht und danach thut, nicht davon redet; daß Einer muß, nicht, daß Viele möchten; noththut uns das ganz unmoderne Schlagen des ursprünglichen Herzens, das große genaue Leben mit Himmel und Erde, mit Erde und Mensch, der Zusammenhang mit den gebärenden und zeugenden Wirklichkeiten. Von dieser Noth und ihrer Erlösung ist das Buch Georges voll. Eine ganze scheinhafte Welt von Vordergründen versinkt, sobald diese Stimme ertönt. Nicht aus einer dümmlichen Einfalt und bäuerlichen Stumpfheit freilich („Heimathkunft“!) darf die Vereinfachung kommen. Nur wer alle Versuchungen an sich erfahren hat, kann heilig werden. Die völlige Durchdringung dieser entsetzlichen Vielheit und Wimmelerei, das Wissen um alle Zerfegungen darf dem Vereinfacher nicht erspart werden. Unsere feinen modernen Geister, die besseren, sehen ihre Aufgabe darin, allen Reizen sich hinzugeben, sie wiederzugeben. Sie lassen sich brechen und freuen sich der bunteren Brechungen. Das ist nur Vorstufe; auch George ist über sie geschritten. Wer auf ihr stehen bleibt, verfällt mit dieser Uebergangswelt. Das ist Georges Werth, daß er trotz diesen Brechungen die Welt wieder grade schaut, das heilige Feuer rein durch Winde und Schlacken getragen hat.

„Der siebente Ring“ ist in diesem unsterblichen Feuer geformt.

Dieses Werk ist gelöster als irgend ein früheres von George, gesättigt mit allen Beuten eines schweifenden, rastlosen und gefestigten Lebens, flaumig und ehern, summend und dröhnend, unbedingt und unerantwortlich; vom pindarischen Odenton bis zu den kindlich liedhaften Kadenzgen, vom brennenden

Noth und abgründigen Azur bis zu nebelhaften Dämmertinten, vom wüthenden Begehrt bis zum weichen Verzicht, vom heterhaften Aufschwung bis zum haßvollen Fluch berührt es alle Stufen der sinnlichen und geistigen Tonleiter. Dennoch ist es eine gedrungene Einheit, ein bis in die Nerven hinein architektonisch durchgeföhltcs Gefüge. Der Mensch, dessen persönlichste Haltung und Geste es festhält, indem es seine überpersönlichen Nöthe und Inhalte ausformt, ist von eiserner Geschlossenheit. Auch wo er am Menschlichsten und Nächsten redet, aus der heimlichen Mitte seines Wesens heraus, ist er am Meisten Stimme des Dämons, der ihn treibt und am Wenigsten Person. Er, der anfing als der Finder neuer Reize, der eigensinnige und verborgene Sänger geheimnißvoller und süßer Verse, ist heute der unnahbare Herr eines Geisterreiches, in das mit bloßer Geschmackskultur Niemand mehr eindringt. Sein neues Buch ist die Synthese einer allumfassenden, aber unbedingten Schöpferleidenschaft. Nicht von George kann es abhängen, ob er als ein letzter Verförperer des dem Untergang geweihten heroischen Ideales oder als der Bote eines künftigen Groa, einer sich verjüngenden Menschlichkeit erscheinen wird.

Darmstadt.

Dr. Friedrich Gundelfinger.



## Anzeigen.

### Jungeborg. Roman von Bernhard Kellermann.

Wenn man eine große Freude erlebt, so eine von denen, die die Seele weiter und besser machen, dann möchte man gern Alle daran theilnehmen lassen; wächst doch der eigene Genuß, wenn Andere mitgenießen. Diesen Drang habe ich selten so stark empfunden wie gestern, als ich Bernhard Kellermanns „Jungeborg“ las. Wer ist Bernhard Kellermann? Der Name des Dichters war mir unbekannt; im Großen Brockhaus steht er noch nicht. Aber der Name wird bald mit Ehren genannt werden und Vielen als eine Freude im Ohr klingen.

Es ist eine einfache, süße und traurige Geschichte, von der diese Reichte des Fürsten Arzel erzählt; ja, wenn es nur auf das äußere Geschehen ankäme, so wäre es kaum eine Geschichte. Fürst Arzel lebt in einem alten Jagdschloß hoch droben im Bergwald. An einem Frühlingmorgen tritt Jungeborg vor ihn, das wunderbare Kind des Waldes, die Tochter eines tief sinnigen, grüblerischen Holzschlägers, die auf einem nahen Schloß als Pflugekind des alten Grafen Flüggen zu einem Märchenbild des Liebreizes herangewachsen ist. Noch in dem selben Frühling werden Arzel und Jungeborg einig; sie verleben auf Arzels Schloß einen Sommer voll unsagbarer